



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bruchmann, K.: Literargeschichtliches : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wissen wolle: zunächst weil er weder bereit noch imstande sei, einen solchen Krieg zu führen; dann weil die innere Lage Frankreichs gerade jetzt sehr ernst sei; endlich weil der Kaiser krank, und zwar von einer solchen Krankheit befallen sei, von der er sich für lange Zeit nicht so weit erholen wird, um wenigstens zu Pferde steigen zu können. So ist denn der Krieg heute unmöglich — ich sage nicht, ob er es in sechs Monaten, in einem Jahr, in zwei Jahren sein wird, aber für heute ist er es.“



Literargeschichtliches

Von K. Bruchmann

(Schluß)



Wie anders hatte es doch das Schicksal mit Hauff gemeint! Menander sagt uns ja: Wen die Götter lieben, der stirbt jung. Hauff, der auch immer zu den Lieblingen des deutschen Volkes gehört, war in Menanders Sinn Liebling der Götter, auch wenn wir sein Leben nicht nach dem gedankenvollen Schema Solons messen (Herodot I, 30). Hauff stirbt wie im Siegesglanze; sogar im Besitz eines Kindes — wonach sich Kleist einmal sehnte! Ich bin froh, schreibt Hauff 1807, einige Monate vor seinem Tode, daß ich um zweitausend Jahre nach Polykrates geboren bin und keinem Aberglauben mehr anheimfalle, sonst müßte mich mitten im Glück der furchtbar mahnende Gedanke traurig machen: „noch keinen sah ich fröhlich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streun.“ Ich bin so jung, ich habe viel Glück gehabt in der Welt . . .

Als Jubiläumsschrift und Zusammenfassung des uns erreichbaren Stoffes ist das warmherzige Buch von Dr. Hans Hofmann gedacht: W. Hauff, eine nach neuen Quellen bearbeitete Darstellung seines Werdegangs mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters. (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1902. 297 S., 5 Mark, geb. 6 Mark.) Mehrere Bildnisse des Dichters sind dem Buche beigegeben, dessen erster Teil Hauffs Leben behandelt. Auf eine Reihe von Briefen (S. 119 bis 163) folgt der Nachlaß, darin Gedichte und Stammbuchblätter, Varianten, Teile eines komischen Epos aus der Studentenzeit mit dem Titel Die Seniade (Seni = Senior = Hauff), Reden, Studie über zwölf Romane Walter Scotts, Kritische Aufsätze, Fragmente und Entwürfe, unter dramatischen Sachen eine kleine Parodie von Wallensteins Lager (270 bis 274). Der Verfasser berührt die literarischen Vorbilder des Dichters (61 ff.), seine stilistische Art (78), und wir lesen, daß Hauff selbst keiner Schule angehören wollte (155). Wenn man auch in Schwaben vom „Stiftsg'schmäcke“ (Stiftsgeruch) spricht, so sind in dieser Atmosphäre glücklicherweise recht verschiedene Gewächse zur Ausbildung gelangt, wie wir uns an den

Namen Hegel, Schelling, Hölderlin, Mörike, D. F. Strauß, Vischer, Hauff vergegenwärtigen können.

Ebenfalls als Jubiläumsschrift und als Beitrag zur Charakteristik bieten sich uns die von Eugen Katschmidt herausgegebenen Briefe unseres geliebten, unvergeßlichen Ludwig Richter an seinen Verleger und Freund Georg Wigand aus den Jahren 1836 bis 1858 (bei G. Wigand in Leipzig, 203 S. 1903, mit einigen meist humoristischen Federzeichnungen, 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark). Er gehörte anscheinend zu den vielen Künstlern, die so in ihre Kunst vertieft sind, daß sie dabei das Getöse der tausenden Welt entweder nicht hören oder nicht dessen Echo werden. Nein, liebenswürdig, bescheiden tritt er uns auch hier entgegen. Er selbst gibt uns eine kleine Skizze seines Lebens (140 f.), wir hören von seiner Arbeitsweise und von den Nöten, die ihm nicht selten die Holzschnneider und Stahlstecher machten. Fühlen wir uns so oft aus seinen Bildern vom frischen Zauber der Natur und tief anheimelnder Empfindung angeregt, so vergleicht er selbst einmal seine „Bildchen nur mit einem frischen Blumenkranz, der um den gefüllten Kristallpokal voll des duftigsten Rheinweins gelegt ist.“ Übrigens war er trotz fleißiger Arbeit und seinem guten Verhältnisse zu seinem Verleger Wigand niemals reich. Dazu war ihm noch beschieden, einmal auf einem Berliner Bahnhof um seine Brieftasche bestohlen zu werden. Seine mannigfaltigen Schöpfungen, die uns so recht deutsch vorkommen, fort und fort zu genießen sollten mindestens die Deutschen nie müde werden.

In unsrer denkmalsfrohen Zeit werden wir abermals um hundert Jahre zurückgeführt durch zwei Eduard Mörike gewidmete Bücher. In dem einen wird sein Leben und Dichten von Harry Maync dargestellt (Stuttgart und Berlin, Cotta Nachfolger, 1902. 415 S. mit einem Bildnis Mörikes), in dem andern geben uns Karl Fischer und Rudolf Krauß ausgewählte Briefe Mörikes (Berlin, Otto Elsner, 1903. 340 S.), Band I, 1816 bis 1840.

Durch unsern Betrieb der philologisch-historischen Studien hat sich allmählich eine beinahe erschöpfende Methode ausgebildet, die sich, irre ich nicht, auf literarhistorischem Gebiet zuerst in Danzels Lessing bewährt hat, und die neuerdings wieder eine theoretische Formulierung durch Wilamowitz erfahren hat (Philologie. Berlin und Leipzig, 1903). Auf diesen Pfaden wandelt denn auch Maync. So eifrig wird allen Verhältnissen Mörikes nachgespürt, der Familie, den Freunden, Zeitverhältnissen, Einwirkungen des Lebens, der antiken und der modernen Muster, daß man sich kaum denken kann, je noch wesentlich Neues über ihn zu erfahren, auch wenn die so beliebten „Funde“ gemacht werden sollten, die einem Epigonen ein Rühmlein oder Ruhmoid verschaffen können. Sollte dereinst das Peregrinaproblem (62 f.) ganz gelöst werden, dann wird man „Bewegung“ empfinden oder, wenn man sonst Lust hat, mit einem modernen Syriker singen

djaglioni gleia glühlala —
he!

Damit ich das nicht zu unterschätzen scheine, will ich gleich von dieser Lösung, die uns die noch nicht erschöpften Lenden der Zukunft vielleicht bescheren, ver-

sichern, was im Parzival der treffliche Gramoflanz von Stonje rühmt: Wir minnen uns noch ungesehen.

Da uns Mörike in der Hauptsache Lyriker ist, wie Storm, der sich gelegentlich seinen Schüler nennt, bei seinem schwächtigen Bändchen Lyrik Novellist, so kann man sich nicht wundern, daß Mörike, der zuerst auch an seinen Dramatikerberuf glaubte und allerlei journalistische Pläne verfolgte, so langsam wirkte, daß das Schicksal den Kranz lange unter dem Mantel verborgen hielt (Briefe I, 190).

Handlung ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.

Es ist doch nicht so leicht, ihn sicher zu verstehen, ihn ganz zu genießen, ihn, wie Mörike in einem Brief an seine Braut sagt (117), bis auf den letzten verborgensten Honigtropfen auszusaugen, und jede Silbe, jeden leisen Gedankenübergang mikroskopisch zu durchdringen. Immerhin könnte man wünschen, daß jeder in einem hübschen Gedicht seinen eignen Regenbogen sähe und auch Mörikes Plastik und Farbenschmelz genösse. Wen es nach etwas Mystik gelüstet, der findet außerdem seine Rechnung (140, 197, 374). Auch er hatte seine Leiden; er war nicht selten krank (besonders hören wir von rheumatischen und Lähmungserscheinungen), hatte eigentlich immer kein Geld, erlebte 1826 bis 1834 unerfreuliche Wanderjahre eines Pfarrvikars, und seine Verlobung mit Luise Rau löste sich nach etwa fünf Jahren, als er endlich dort Pfarrer wurde, wo wir ihn uns gewöhnlich denken, in Cleverfulzbach (1834 bis 1843). Da machte seine 1816 geborne Schwester Klara die Hausfrau (190). Trotz seiner Liebenswürdigkeit hatte die Gemeinde doch mancherlei an ihm auszusetzen, wie denn auch er oft Amtsüberdruß empfand. Nachdem er seinen Abschied genommen hatte, lernte er 1845 Margarete von Speth (damals sechsundzwanzig Jahre alt) kennen, die er 1851 heiratete. Die Ehe war nicht so glücklich, wie man hätte erwarten können, sodaß 1873 eine Trennung erfolgte. Der Staat, der ihm oft Urlaub und Unterstützung gewährt hatte, konnte ihn nicht allein durch die Pension ernähren. So übernahm Mörike zeitweilig am Königlichen Katharinenstift Lektionen über poetische Literatur der Deutschen mit Parallelen aus andern Literaturen, wofür sich sein Honorar allmählich auf dreihundertundfünfzig Gulden erhöhte.

An Freunden und Bekannten fehlte es ihm zum Glück nicht. In den Briefen sind außer der Familie hauptsächlich vertreten die Braut (112 f.), Waiblinger (der, irre ich nicht, nun auch sein literarisches Denkmal erhalten hat), Hartlaub, Mährlen, Schwab, Kurz, Tieck. Sie füllten ihm gelegentlich „die Luft mit angenehmem Wesen.“ Auch seine Berührung mit Ludwig Richter und Schwind gehört hierher. Nicht ganz ohne Anteil war er an der Politik (273, 365).

Sehen wir von seinen Entwürfen ab (M. 289 f.) und halten uns an das Fertige, so gehört Mörike in hohem Maße zu den Dichtern, die äußerlich und innerlich Erlebtes widerspiegeln, was seinen Wert und seine lebendige Wahrheit mit begründet. Viel Signes enthält der 1832 erschienene Maler

Nolten — auch Mayne erinnert dabei an Kellers Grünen Heinrich. Ebenso ist's bei vielen Gedichten. Sie sind wohl lehrreicher für die Dichterspsychologie, als Dramen, wie oben die von Kleist. Zufällig stieß einmal Mörike in einem Fremdwörterbuch auf den ihm bis dahin unbekanntem Frauenamen Rohtraut. „Er leuchtete mich an als wie eine Rosenglut, und schon war auch die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt trat ich aus dem Zimmer zu ebner Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinüber und hatte das Gedicht erfunden, fast gleichzeitig damit das Versmaß und die ersten Zeilen, worauf die Ausführung auch wie von selbst erfolgte“ (vergl. 396). Solche Erzählung hat ihren Reiz und ist jedenfalls interessanter, als wenn wir die Dichterblumen auf den Draht der Assoziation und Apperzeption aufgezo-gen finden, Drähte, die uns hier erst im Stich lassen würden, was kaum bewiesen zu werden braucht. Aber auch die Milieuformel nützt uns nichts. Daß Mörike den Namen las, gehört zum Milieu des Gedichts, denn von einem solchen kann man als Unterabteilung des Personenmilieus reden. Wir überlassen den Leuten, die das Talent haben, alles am besten zu wissen, geistreich daran herum zu spintifizieren, wie nun aus dem Namen plus Individuum Mörike plus Zeit das Gedicht mit seinem Rhythmus usw. entstanden ist. Daß übrigens gerade in Frankreich, allerdings durch einen so gelehrten und geistreichen Historiker und Psychologen wie Taine, die Milieulehre eine so eingehende Ausbildung gefunden hat, scheint mir mit den exakten Neigungen und Fähigkeiten der Franzosen zusammenzuhängen. Sie messen nicht nur gut, sondern ihre Naturforscher, Mathematiker, Mediziner veranschaulichen uns ihre Tendenz zur Exaktheit. Daraus kann sich die Vorstellung entwickeln, daß eine Periode, ein Mensch, sein Produkt, sich wie ein Rechenegempel herausbringen lassen. Das ist eine interessante Verstandesübung und kommt unsern philologisch-historischen Neigungen entgegen. Wer aber die noch ungelösten tausend Rätsel der Entwicklungsgeschichte kennt, wird sich auch für die geistigen Erzeugnisse bescheiden.

Es gibt freilich eine Sensation, wenn so ein Historiker, falls er immer diesen Namen verdienen sollte, Zeit, Land, Familie geschildert hat, dann seine Batterien demaskiert und so tut, als hätte er das Individuum mit nachträglicher Divination als notwendig begriffen und dargestellt. Wir halten uns nicht dabei auf, daß durch den spärlichen Saatwurf des Genies Körner auch in niedrige Hütten fallen, deren Dunstkreis zu diesem Gewächs gar nicht zu passen scheint. Aber da man doch die bedeutenden Individuen nach der Milieuformel zu untersuchen pflegt, so bleibt das Rätsel der Zahl bestehen. Weder wird uns klar, in welchem Zahlenverhältnis sie zur Fabrikware der Natur stehn, noch warum sich zu einer gewissen Zeit in einem gewissen Gebiet die Größen häufen, wie etwa bei uns in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der Literatur. Wenn wir schon glauben, daß, nach einem gewissen Rhythmus der Dinge oder des Denkens, der Aufklärungsphilosophie die aufsteigende Welle eines sie überwindenden Denkens folgen mußte, so wissen wir nicht, wie sie gerade aus dem Hause des Königsberger

Niemermeisters heranrollen mußte, oder wie es kam, daß ein Webersohn in der Lausitz die Bewegung aufnahm, daß wieder an einer andern Stelle Schelling und Hegel sie in eigentümlicher Weise fortsetzten.

In derselben Familie, von denselben Eltern werden Kinder von höchst verschiedner Art geboren, wie zum Beispiel Friedrich Wilhelm der Vierte und Wilhelm der Erste. Wie begreifen wir, daß zwei Brüder zwei bedeutende Menschen waren, wie Alexander und Wilhelm von Humboldt, und daß der eine nun gerade die Naturwissenschaften, der andre die Geisteswissenschaften liebte, während mitunter mehrere Brüder (Weber) dieselben Studien betreiben? Auch die Altersstufe, auf der sich die Produktivität regt, ist so verschieden. Schiller begann etwa mit zwanzig Jahren seinen ersten dramatischen Flug; Holberg fing mit siebenunddreißig Jahren an, seine Komödien zu schreiben; Jeremias Gotthelf (Albert Vitzius), dieser ausgezeichnete Volkschriftsteller, trat erst im neununddreißigsten Lebensjahre als Literat auf. Vorher wußte man nichts von ihm, als daß er ein tüchtiger Pfarrer und zugleich ein kräftiger, heiterer Lebemann war. (Jerem. Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von Dr. Rud. Hunziker. Mit 13 ungedruckten Briefen Gotthelfs und 3 Bildern. Zürich, Schultheß & Co., 1903. 168 S.) Wie die Natur mitunter durch einen kleinen Tagenschlag der noch ungebändigten Löwin die geistreichsten Berechnungen der Menschen vernichtet, so verblüfft die Geschichte durch ihre Erscheinungen, wenn sie auch nicht so paradox ist, unter den Botokuden einen Shakespeare oder unter den Feuerländern einen Beethoven hervorzubringen. Erst nachdem unter zahlreichen andern Kindern eines Italieners, der rechtswissenschaftliche Studien betrieben hatte, auch Napoleon geboren war und so rätselhaft begabt war, und nachdem seinem Genie allerlei Zufälle begegnet waren, und er in diese französischen und europäischen Verhältnisse hineingesetzt war, kommt die nachschaffende Phantasie des Historikers, gestützt auf tausend Mosaiksteinchen, dazu, eine Rechnung darüber zu machen, wie dieses Individuum in der Welt wirkte. Seine gewaltige Gestalt imponierte Mörike, der ihn als fünfjähriger Knabe gesehen hatte, zeitlebens in ihrer individuellen Größe, wovon ein Gespräch im Nolten und zahlreiche Briefstellen Zeugnis ablegen. Doch haben wir von ihm keine Napoleonsdichtung wie von andern deutschen Dichtern.

Ein ganzes Buch von 292 Seiten widmet Paul Holzhausen dem Thema: Heinrich Heine und Napoleon I. (Frankfurt a. M., Diesterweg, 1903. Mit vier illustrierten Beigaben.) Da wird uns anschaulich auseinandergesetzt, daß Heine zuerst eine Periode unbedingter Bewunderung für Napoleon hatte, daß darauf eine Zeit des Zweifels folgte, und daß er gegen Ende seines Lebens wieder einigermaßen zu seiner frühern Liebe zurückkehrte. Handelte es sich nur darum, diesen Wandlungen und zum Teil widerspruchsvollen Äußerungen nachzugehen, so hätte Holzhausen die Sache zu ernst genommen. Es hätte sich nicht gelohnt, dazu soviel Literatur, Zeitschriften usw. zu durchmustern. Auch wer nicht zu seiner Entschuldigung bescheinigt bekommt, daß er impulsiv und impressionistisch ist, urteilt über dieselben Personen nicht immer gleich, besonders über eine politische Persönlichkeit, die starke Sympathie

und Antipathie erregt hat. Dazu kommt, daß Heine zum Teil unmittelbar über politische Ereignisse einen Zeitungsbericht nach Deutschland senden mußte. Die sind auch von Natur einem gewissen Witterungswechsel unterworfen. Der Verfasser schildert uns aber die ganze Zeit oder mindestens die Atmosphäre, in der sich Heine abwechselnd bewegte, sowohl in Deutschland als auch in Paris. Die politische Reaktion in Deutschland, die Behandlung der Napoleonisten in Frankreich, die Berichte aus St. Helena, der Tod Napoleons, Heines Berliner Verkehrskreis (75 f.), sein Verhältnis zu französischen Schriftstellern (145, 169), Verse Byrons und V. Hugos über Napoleon und seine Gegner, die deutsche Publizistik und Dichtung des Befreiungskrieges — alles dies zieht der Verfasser herbei, um psychologisch begreiflich zu machen, wie es auf Heine nach seiner Lebensstellung und seinem Naturell wirken mußte, wobei öfter die mühsamen Einzeluntersuchungen zu einem rückblickenden Ergebnis zusammengefaßt werden (56, 175, 226). Hierbei sehen wir denn, wie sich Napoleons Erscheinung auch in Deutschland mannigfach spiegelte, und wie Heine selbst auf andre wirkte (227 f.). Wenn ich mir zu den 745 am Ende vor dem Personenregister stehenden Anmerkungen einen Zusatz erlauben darf, so ist es die Bemerkung, daß der Name Bonaparte statt Napoleon nicht erst gegen 1814 wieder beliebt wurde, sondern zum Teil schon vorher beliebt war, so beim Freiherrn v. Stein, worauf Max Lehmann hingewiesen hat (Histor. Ztschr., N. F. 24, 454). Außerdem wird die Gemahlin des ersten Konsuls von der Fürstin Pauline zur Lippe ohne jede Herabsetzung auch Madame Buonaparte genannt (110). Bei der Behauptung, daß der Liberalismus nach wenig Jahren die Begeisterung der Befreiungskriegszeit als eine von oben her befohlne hinstellen und verspotten konnte (9, 174), erinnert man sich daran, daß der spätere Liberalismus im Gegenteil hervorhob, daß das Volk nicht der geschobne, sondern der schiebende Teil war.

In die Napoleonische Zeit versetzt uns auch der Briefwechsel zwischen Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg 1790 bis 1812. Herausgegeben von Paul Rachel. Mit 6 Abbildungen. (Leipzig 1903, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 268 S. 6 Mark.) Die meisten, zum Teil französisch geschriebenen Briefe sind von Pauline, die Treitschke eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit genannt hat. Den Briefen voran geht eine Einleitung des Herausgebers. Von der Politik abgesehen finden wir uns in der Zeit von Gleim, Wieland (Agathon), Baggesen, Lavater, Reinhold, dem Kantianer, der nach neunjährigem Studium Kants von diesem durch das Zeugnis geehrt wurde: er ist der einzige, der mich beinahe verstanden hat (144). Der Herzog Friedrich Christian, der uns allen wegen seiner Hochherzigkeit gegen Schiller so teuer und unvergeßlich ist, war eine enthusiastische Natur. Immerhin muß man die Gewohnheiten des achtzehnten Jahrhunderts hinzunehmen, wenn man begreiflich finden will, daß sich Reinholds Lippen mehr als einmal mit denen seines fürstlichen Freundes und Gönners begegneten (43). Pauline war weniger schwärmerisch, hatte einen ausgezeichneten Verstand, einen praktischen Blick und das Talent organisatorischer Wohltätigkeit. Daß eins ihrer Bilder (80) eine kleine Ähnlichkeit mit Böcklins

Susanna im Bade zeigt, wird uns nicht beirren. Wir wissen, daß man auch den Porträtmalern nicht alles glauben darf. Sie glaubte sich oft verkannt (46. 200. 218), war aber keineswegs verbittert. Ehe sie 1796 den vorher abgelehnten Fürsten Leopold zur Lippe heiratete, mußte sie ihrem Vater, dem Fürsten von Anhalt-Bernburg, viel bei seinen Arbeiten helfen. Die Hochzeit wurde verschönert durch eine Menge sinniger Transparente (52 f.). „So hatten des Herrn Graf Ludwig zur Lippe Hochgräflichen Gnaden vor dem herrschaftlichen Annenhofe die Treppen-Altane in eine geschlossene grüne Laube verwandeln lassen, worin zwei roth angemahlte Herzen auf einem Altar in Spiritus brannten.“ Aber auch das Volk blieb nicht zurück, hier vertreten durch mehrere Handwerker und eine biedere Hebamme.

Pauline verlor ihren Gatten schon 1802, sodaß sie viele Jahre die Regentschaft führen mußte. Ihre siebzigtausend Untertanen befanden sich sehr wohl dabei. Im Jahre 1802 gründete sie zum Beispiel die erste Kleinkinderbewahranstalt in Deutschland, allerdings nicht in der Absicht, die seit Rousseaus Zeiten noch keineswegs abgewelkte Vorliebe für die Findelhäuser zu unterstützen, in denen man großmütig fremden Menschen den Genuß der Kinderpflege und Erziehung überlassen will. Vielmehr wollte sie nie glauben, daß, wer nicht an seinen Kindern hinge, andre fremde Menschen lieben könne (240). Auch das spricht u. a. für sie, daß sie 1811 die Ausübung lebensgefährlicher Künste (Seiltänzerei usw.) untersagte. Fragen wir uns nicht heute so oft, was für einen Sinn es haben kann, solche Sachen immer wieder zu erlauben, obgleich nicht selten ein Tierbändiger gefährlich verwundet wird, ein Schleisefahrer hinabstürzt? Sie war immer angestrengt tätig. Früh von 5 bis 8 Uhr schrieb sie zum Beispiel 1793 ihre Briefe, las ernste Bücher bis 10, bei der Toilette kamen Journale an die Reihe, dann sang oder zeichnete sie eine Stunde; nach der Tafel fuhr sie aus, las anderthalb Stunden die neueste Literatur und widmete sich am Abend vor und nach dem Essen noch bis 10¹/₂ Uhr literarischen Arbeiten. Mitunter schrieb sie am Nachmittag von 3 bis 12 und schlief dann fünf Stunden. Zu ihren literarischen Arbeiten gehörten „Verse,“ Übersetzungen lateinischer Schriftsteller, ein Band über „Frauenzimmermoral.“ In den Briefen werden persönliche Angelegenheiten, Literatur und Politik verhandelt. Bei Volneys Buch *Les ruines ou méditations sur les révolutions des empires* (wodurch Shelley zu seiner Königin Mab angeregt wurde) bemerkt sie, daß sie ungern oder nie Religionspötteereien läse.

Interessant sind ihre Aufzeichnungen über die 1807 in politischen Geschäften nach Paris unternommene Reise (62 f.); wir sehen da den Hof und das Theater von Fontainebleau, Josephine, Madame Lätitia, hören von zwei Audienzen bei Napoleon, von dem Pariser Napoleonskultus (86, 97), wohnen einer Sitzung des Instituts bei, wo auch Gall anwesend war. Charakteristisch ist die Äußerung eines Redners, der meinte, die Engländer würden auf die Frage, wer ihr größter Dichter sei, mit dem Namen Milton antworten. Anders urteilt ein Engländer, nämlich Carlyle. Wenn man fragen wollte: Wollt ihr euer Kaiserreich Indien aufgeben oder euern Shakespeare, ihr Engländer; nie ein indisches Reich oder nie einen Shakespeare besessen haben? — dann würde man sich doch zu der Antwort gedrungen fühlen: Indisches Reich oder kein

indisches Reich; ohne Shakespeare können wir nicht leben. Das indische Reich wird jedenfalls doch einmal von uns gehn, dieser Shakespeare aber geht nicht von uns, er bleibt uns ewig. Er ist das größte, was wir Engländer je geleistet haben.

In den Briefen, die von 1798 auf 1804, 1806, 1809 springen, sind nur wenige von Friedrich Christian. Wir scheiden von der ausgezeichneten Frau, indem wir ihre Stimmung aus dem Jahre 1795 wiedergeben: „Ich hasse die Vermürfter meines armen Vaterlands, hasse das Volk, welches unter der Maske des Freiheitssystems mehr als jemals despotisiert, dessen Greuelthaten und Unmenschlichkeiten eine Schande unsrer Zeit bleiben und welche ohnerachtet des vor ganz Europa mit mächtigem Bombast ausgesprochenen Versprechens, nie Eroberer zu sein, nun vor allen Dingen die deutsche Verfassung zerstückeln und verderben wollen . . .“

Als sich diese traurigen Zeiten geändert hatten, kam bekanntlich nach dem Schwung der Befreiungskämpfe für uns eine bleierne Zeit der Niedergedrücktheit und politischen Trostlosigkeit. In ihr wuchs ein Schriftsteller heran, der, wie damals andre auch, von den politischen Verhältnissen nicht unberührt blieb. Von ihm handelt das Buch: Aus Adolf Stahr's Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn von Bettine von Arnim, Therese von Bacheracht, Th. Döring, Gust. Freytag, K. Gutzkow, W. Hartmann, Johanna Kinkel, Th. B. Macaulay, Jul. Moser, Rob. Prutz, Heinr. Simon, Fr. Spielhagen, Fr. Th. Vischer, Richard Wagner u. a. ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Ludwig Geiger. (Oldenburg, 1903, Schulzische Hofbuchhandlung. 356 S. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Man kann erwarten, daß hier die literarischen Interessen stark hervortreten. Aber es wird auch viel über die politischen Verhältnisse verhandelt, sodaß diese Briefe, wie Geiger sagt, in der Tat Beiträge zu den literarischen und politischen Ereignissen dieser Zeit sind. Eine Menge von chronologisch-historischen Notizen hat Geiger in Anmerkungen hinzugefügt.

Was Stahr so lange jung erhalten hat, war die frei gewählte geistige Beschäftigung und der Verkehr mit vielen hervorragenden Leuten. In der Zeit von 1842 bis 1870 wurde auch er aus einem Gegner zum eifrigen Bewunderer Bismarck's und gestand gelegentlich (1847), daß ihm die Royalisten de pur sang noch am besten gefielen. Die Landstände nämlich schildert Bettina (diese Medaille mit Rückseite), die „Sonnenstrahlen getaufte Nebengeländerentprossene,“ so, daß alle Lebensklugheit darauf hinauslaufe, einander weis zu machen, man beschäftige sich mit den wichtigsten Dingen, die großartigsten Interessen ständen in Frage, die aufrichtigste Gesinnung liege in eines jeden Busen, ja man wolle die Welt und die Natur ihrer Entwicklung heilig halten, man wolle ihrem Willen die Steine aus dem Wege räumen. So werden gottergebene Reden gestammelt, Hingebung, dem allgemeinen Wohl jedes eigne Vermögen zum Opfer gebracht, man leuchtet sich selbst an, so durchglänzt einem die höhere Tendenz, man ist zufrieden mit dem eignen Gewissen und danket Gott mit Wohlgefallen, daß er sich so artig was weis machen lasse.

Da die Menschen sich nicht ändern, so wird solche Charakteristik auf ver-

schiedne Zeiten passen. Wie idyllisch mutet uns doch im Alten Testament an, daß nur die Bebauung des Ackers als Strafe für die Zukunft verhängt wird. Von der Perspektive des politisch-sozialen Lebens sehen wir da nichts; und doch scheint uns der klagende Landwirt, auch wenn sein Strohdach geflickt ist, noch besser daran als die Leute, die sich in der politisch-sozialen Arbeitsphäre herumstoßen. Daß die Urteile über geistige Erzeugnisse und literarische Persönlichkeiten nicht immer von der Nachwelt bestätigt werden, hat sein Gutes. So bezeichnete Stahr den Prinzen von Homburg als Lazarettpoesie — man solle ein totgebornes Produkt nicht zur Schau stellen. Was hätte aber der „Meister“ (Richard Wagner) dazu gesagt, wenn 1847, als die Musik zum Lohengrin vollständig fertig war, jemand durch Intuition vorher gewußt und treuherzig ausgesprochen hätte, was Wagner 1851 geschrieben hat! Da nennt er dieses Werk eine abgestreifte Schlangenhaut; es ist ihm peinlich, sich diese als seine Gestalt vorgehalten zu sehen. Ginge es nach seinem Wunsch, so wäre Lohengrin längst wieder vergessen vor neuen Arbeiten, die seinen Fortschritt auch ihm gegenüber bezeugten.

Die Birchpfeiferin wird von Stahr hart mitgenommen; er nennt sie eine sittenpolizeiwidrige Fleischgestalt und hält nichts von ihrer Dramatik. Auerbachs Stil im Roman „Auf der Höhe“ sei ein Gemisch von Jean Paulscher Überschwenglichkeit und soi disant Bäuerlichkeit und Dorfnaivität, ein Sprachenverderberischer . . . süßlicher Sargon. Die Amme sei ein unausstehlich schwaghaftes, süßlich sentimentales Geschöpf usw. Der Name Salontivoler sei früher von Stahr auf Auerbach selbst angewandt worden. Über Stahr als Schriftsteller handelt Geiger in der Einleitung. Man mag darüber denken, wie man will: sein Verhalten gegen seine Frau Marie findet auch Geiger nicht entschuldbar. Sie wurde von urteilsfähigen Oldenburger Freunden als eine ihm vollkommen ebenbürtige Gattin angesehen. Er selbst spricht wiederholt sehr angemessen von ihr in Briefen früherer Zeit (16, 108, 120). Es scheint, daß ihre Sanftmut vorteilhaft gegen sein Temperament abgestochen hat. Dennoch wandte er sich von ihr, die acht Jahre jünger war und fünf Kinder von ihm hatte, seit 1845 ab, wo er seine nachmalige Frau, Fanny Lewald, in Italien kennen lernte. Und warum? Geiger versucht in Stahrs Seele zu lesen. „Sie konnte wegen der Kinder und der Wirtschaft an seinen Arbeiten nicht teilnehmen, ihn nicht begeistern durch ewige Jugend und Schönheit. Alles, was er in seinem Hause schmerzlich vermißte und gerade der älter werdende Mann immer von neuem verlangt, jugendliche Frische, geistige Beweglichkeit, Verhätzelung seiner Laune, Bewunderung für sein Wissen und Können, das fand er in diesem Mädchen (F. L.), das der Zufall ihm sandte.“ Wir lassen dahingestellt, ob die sechs Jahre jüngere Fanny Lewald die ewige Jugend und Schönheit hatte, wie Aurora gegenüber dem armen Tithonus, und fragen eine geneigte Leserin, was sie zu dieser so ehrenvollen Aufgabe der Frau sagt? Sollten wirklich alle oder viele Männer so kecke Ansprüche erheben, so könnten sie als kleine Entschuldigung ihrerseits nur die Fügung des Weltlaufs anführen, daß bei dem Volk und bei den Frauen immer die Jugend obenan steht, und daß wohl mitunter auch die Baucis ihren Philemon mit etwas Endymionfarbe angestrichen sehen möchte.

Statt also mit seiner Frau zu Philemon und Baucis heranzureisen, ruhte Stahr nicht eher, bis er nach Scheidung endlich 1855 Fanny Lewald heiratete. Von einer Hypertrophie des Gemüts gegen die Verlassene ist keine Spur zu bemerken. Vielmehr war auch, wie Geiger bemerkt, die Art ungerecht, wie beide der verlassenen Frau ein Leben voll Dürftigkeit aufzwangen.

Und doch lag kein Anlaß vor, ihr eine Entziehungskur zu erleichtern. Während er sich in der Berliner Sofaecke mit gedankenvollem Stirnrinzeln von Fanny Lewald gut pflegen ließ — er verstand etwas vom Essen (222), rauchte auch trotz seinem Halsleiden gute Zigarren — und an den Montagen (198) die Gastplaneten um die beiden wirklichen Sonnen kreisten, war die verarbeitete Frau in einem Leben voll Dürftigkeit, und es wurde ihr wohl dadurch nicht versüßt, daß sie hörte, daß Stahr monatelang die schönsten Reisen machte, auf deren einer er 1867 eine interessante Begegnung mit Garibaldi hatte. Die anscheinend sehr glückliche Ehe mit Fanny Lewald war auch umbalsamt, wie Platen einmal sagt, durch gegenseitige Anerkennung, verklärt durch ihren Gedanken, daß er der erste Historiker und der feinste Kunstkenner wäre, während er in nicht weniger edler Freigebigkeit ihr einen Platz un-mittelbar nach George Sand gab und sie als eine alle Zeit Große hinstellte.

Von Interesse ist zum Beispiel Sybels Urteil über Wilhelm den Ersten (247) und die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Frankreich schon 1860. Julius Moser tritt uns oft sympathisch entgegen. So sagte er über Uhland: Er ist ein ganz inwendiger Mensch, so ein schwäbischer Weinkrug, unansehnlich von außen, doch voll köstlichen Weines, den man freilich fast schon ausge-trunken hat (1843).

Zu Bischofs kritischem Brief über Stahr's „Lessing“ vergleiche jetzt das kleine Buch „Quellenschriften zur Hamburgischen Dramaturgie, herausgegeben von D. Jacoby und A. Sauer. Heft I. Berlin, 1904, V. Behr. 91 Seiten“ mit der gehaltvollen Einleitung von D. Jacoby III bis XXX.

Der unterdessen erschienene zweite Band von Mörikes Briefen (Berlin, D. Elsner. 369 Seiten) reicht von 1841 bis zum Tode und gibt eine willkommene Ergänzung des ersten. Den wunderschönen Glanz, der die Briefe an Luise Rau durchleuchtet, finden wir zwar nicht einmal in den Briefen an Gretchen von Speeth wieder, die Mörike zuerst Schwesterchen nennt. Aber der intime Einblick in sein Fühlen und Erleben bestätigt uns, wie reizend Mörike war, und daß er bei seinen vielen Leiden ein Freund des Humors blieb (251 ff.). Peregrina begegnen wir 62 f., Agnes Schebest (Strauß) 59 f. 65. Sehr niedlich berichtet Mörike über ein Hausgöcklein aus dem Tierreich, einen Kanarienvogel (291). Die meisten Briefe sind an die Familie Hartlaub; doch treffen wir auch viele andre Namen an, darunter Hebbel, Heise, Schwind, Simrock, Stahr, Storm. Der Herausgeber Karl Fischer verbindet die Briefe durch kurze Lebensnachrichten. Den Schluß des Bandes bildet ein Personenver- zeichnis.

